

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

28] Roman von E. Viebig.

Das ganze Zimmer war voll von einer feierlichen, ver-schwiegene Erwartung; die sah zwischen den Nadeln des Tannenbaums — würden sie fallen —? Die horchte auf jedes Geräusch draußen auf der Straße, im Haus, im Korridor — würde jemand kommen und stören? Nein, kein Laut. Die belauschte jede Miene — jetzt — jetzt —

Ebel stand auf; er ertrug die Spannung nicht länger. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen; er sah auf das Mädchen, das ihm so teuer war, und sah es, wie durch einen Nebel. Da stand sie, gar nicht stolz, gar nicht hochmütig durch ihren Erfolg, einfach, lieblich. Er trat auf sie zu — seine Füße bewegten sich mechanisch, ohne eigene Kraft — er hatte nur den einen Willen: ihr nahe zu sein. Ganz nah. Sie zu hüten, wie damals, als er sie erschroten und ver-wirrt, hilflos, um Mitternacht auf der Straße traf. Hundert-mal hatte er diese Scene wieder durchträumt, den Traum weiter und weiter ausgesponnen, und doch das Ende sich nicht klar zu machen gewagt.

Jetzt neigte er sich dicht zu ihr, ganz dicht. Er mußte sprechen, es drückte ihm fast das Herz ab.

„Elisabeth,“ sagte er halb erstarrt vor Bewegung, „ich habe gestern abend lange mit Heider gesprochen — ich hätte es nicht gewagt — er hat mir Mut gemacht, Ihnen zu sagen, daß ich —“ seine Augen sahen sie an mit unendlicher Hin-gabe. „Ich liebe Sie sehr!“

Jetzt war es heraus! Ihr Herz hatte gestockt; jetzt schlug es wieder. Darauf hatte sie gewartet, und jetzt war es da — „ich liebe Sie“ — und doch hatte sie kein himmelstürmendes Freudengefühl, als er es sagte. Sie stand regungslos und senkte den Kopf und erwiderte nichts.

Eine schmerzhafteste Angst überkam ihn und zugleich eine schmerzhafteste Zärtlichkeit — zürnte sie ihm? „Elisabeth,“ sagte er sehr erregt, „es ist unbeschneiden von mir, zu viel verlangt, ich weiß es — Sie stehen im Licht, ich ganz im Dunkel — man huldigt Ihnen, und ich? Was bin ich? Ich bestürme Sie heute auch nicht gleich: werden Sie meine Frau! — Ich bitte Sie nur: darf ich mich Ihnen nähern, lohnt es Ihnen der Mühe, mich kennen zu lernen — ach, sagen Sie nicht nein!“ Er preßte stehend ihre Hände und sagte mit Zu-brunst: „Ich lebe nur für Sie!“

Sein Ton berührte ihr Herz wie eine Liebkosung, sie konnte nicht anders, sie sah ihn an und lächelte, ein süßes, vertrauensvolles Lächeln.

Ein strahlendes Aufleuchten ging über sein Gesicht; er fand keine Worte, aber er hätte keine bessere Art finden können, eine Frau zu gewinnen, als diese stumme, ehrerbietige Zärtlichkeit, mit der er ihren Blick erwiderte. Er bot ihr schweigend die Hand, sie legte die ihre hinein.

Sie standen nahe bei einander, sich gegenüber, Gesicht an Gesicht, aber eine Welt war zwischen ihnen. Er dachte nur an sie, und sie? — Sie war nicht mehr allein mit dem Erfolg, allein mit dem Glück, sie hatte Schultern, die es ihr tragen halfen. Er würde ihr immer zur Seite sein, ein zart-fühlender Freund, eine treue Stütze. Er würde sie behüten, ihr alles aus dem Wege räumen, was ihre Arbeit störte. Sturm und Kampf und Erfolg, ein Siegeslauf hinauf zum Stern des Ruhms, und dabei ein stärkendes Ausruhen zu neuer Arbeit im friedlichen Schatten des Hauses. Ja, das würde gut sein!

Eine hingebende Mattigkeit kam über sie. Sie neigte sich ihm näher und näher, bis ihre Stirn seine Schultern berührte.

Sie fühlte den Schauer, der durch seine Glieder ging, sein Arm legte sich zart und zugleich fest um ihre Taille, sie rührte sich nicht und verharrte in dieser Stellung.

Was er nun sagte, verstand sie nicht; jetzt war er beredt. Wie ein leerer und doch wohlklingender Schall schwebte es an ihrem Ohr vorüber — und das würde so fortgehen, Jahre, Jahre, immer Arbeit und Glück und Ruhm, und diese Stimme immer an ihrem Ohr, dieser feste Arm sie immer umschlingend?! — — Ja!

Mit einer entschlossenen Gebärde hob sie die Stirn und sah ihm frei ins Gesicht.

„Ich würde Sie immer lieben und hochhalten; mein ganzes Leben,“ sagte er eben jetzt. Seine Stimme wurde immer leiser, er flüsterte es wie ein heiliges Geheimnis, selig fragend: „Und Sie könnten meine Frau werden?“

„Ja.“ Ihre großen offenen Augen zuckten mit keiner Wimper, sie hielten feiner sich in sie versenkenden Blick aus. „Ist es wirklich wahr?“ Er sah sie an wie einer, der nicht weiß, ob er wacht oder träumt. Er war ganz blaß geworden.

„Ja!“ Sie lächelte, und dann, ohne Ziererei, mit einem schönen, zarten Rot auf den Wangen, bot sie ihm die Lippen zum Kuß.

Er hielt sie umfassen, ihr blondes Haar hauchte sich an seiner Schulter, die seidene Fäden bewegten sich im heißen Hauch seines Mundes. Er überragte ihre kräftige Gestalt und sah auf sie herunter, schwindelnd von einer großen Glücks-empfindung. Er sagte immer wieder mit demselben tief-inmersten, wahrhaftigen Klang: „Ich liebe Dich!“

Sie hörte es gern. Hier dies stille Zimmer, der Welt so fern, der duftende Tannenbaum, der trauliche Lampenschein paßten dazu. Ihre Augen waren halbgeschlossen; wie ein zu-friedenes Kind ließ sie sich einlullen von dem Schlummerlied. Vor den Fenstern pfliff rauher Wind; der konnte nicht herein. — — —

Ob Marie Ritter etwas geahnt hatte? Sie blieb lange; dann, als sie wieder hereinkam und die beiden unterm Tannen-baum fand, glitt ein wehmütig-freudvolles Lächeln über ihr Gesicht. Sie umarmte Elisabeth. „Sie haben recht gethan!“ sagte sie leise. „Er ist nicht der erste Beste, — nur der Beste! Ich gratuliere Ihnen von Herzen!“

Elisabeth hatte Mannhardts ganz vergessen, die andern alle, selbst Heider und Erdmann. Sie sah neben ihrem Bräutigam auf dem altmodischen Sofa. Sie hatten von der Zukunft gesprochen; Ebel hielt es für seine Pflicht, ihr seine Verhältnisse auseinanderzusetzen, und er that es mit einer Genauigkeit, die bis in die kleinsten Einzelheiten ging, ohne daß er ihr etwas in zu rosigem Lichte malte. „Und wird es Dir genügen?“ fragte er zuletzt. „Es ist nicht glänzend!“

Sie lächelte. „Und verdiene ich denn nicht auch? Oh, eine Menge, und immer noch mehr! Mein Buch geht, das zweite wird noch besser gehen; so viele Journale wollen gern etwas von mir bringen, ich habe Anfragen genug, über-genug!“ Sie nickte ihm stolz und heiter zugleich zu. „Wir werden zusammen arbeiten, nicht wahr? Ich werde doch arbeiten können?“ sagte sie plötzlich, wie von einem jähen Mißtrauen durchzuckt. „Die Arbeit darf ich nie vernachlässigen. Das meinst Du doch auch? Ich werde arbeiten können, Du versprichst es mir?“

Er lächelte, hielt ihre Hand und sah ihr bewundernd ins Gesicht; seine Blicke sprachen von lauter Liebe. — — Sie sprach mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen von — ihrem ersten Roman.

„Jetzt gilt's! Jetzt darf ich nicht müde werden! Siehst Du“ — sie sprang auf und zog ihn mit einer lebhaften Be-wegung ans Fenster — „das ist er!“ Ihr lächelndes Gesicht hob sich zum nächtlichen Himmel, daran einsam ein Stern funkelte. Das Haar umgab schimmernd ihre faltenlose Stirn, die Wangen waren rosig und rund, die Lippen frisch.

„Ich habe schon als Kind geträumt, ich würde ihn er-reichen, und ich bin ihm nachgelaufen durch Wiese und Wald.“ Sie wies hinauf. „Wie er lacht!“

Ihre Augen strahlten siegesfroh. Eine unbertwüßliche Gesundheit, eine blühende Freudigkeit strömten von ihr aus, eine unerschütterte Zuversicht. „Jetzt,“ rief sie und lachte hell in übermütiger, fast kindlicher Heiterkeit, „gib acht, Du da oben, jetzt hab' ich Dich bald!“ Dann lehnte sie sich an ihren Bräutigam.

„Dein Stern!“ sagte er innig und küßte sie.

Zweites Buch.

I.

Ganz Berlin W. befand sich in der Premiere. Man stand im Anfang der Saison, das Theaterinteresse war noch rege. Im Tiergarten trugen viele Bäume noch ihre Blätter, an den Straßen hatte der Herbstwind die von Sonne und

Durch Asiens Wüsten. *)

I.

Staub vertrockneten schon längst heruntergeschüttelt. Die Mittage brachten noch warmen Sonnenschein, aber die Morgen und Abende waren schon kühl.

Im Tempel der Mufen war geheizt; Treppen, Gänge, Garderoben, Zuschauerraum, alles durchweht von der gleichen laulichen Atmosphäre, die sich dem Eintretenden an Leib und Seele schmiegte wie ein weiches Seidenhemd. Man dehnt die Glieder bequem und wird faul dabei — man mag gar nicht mehr denken.

Es wimmelt von eleganten Damen, es duftet nach Parfüm und Puder. Raschelnde Seidenröcke auf den Treppen; vor den Spiegeln geschnürte Gestalten, die sich ängelnd hin und her biegen und mit wohlgepflegten Händen an der Frisur zupfen.

Ganz junge Herren, ein wenig nachlässig gekleidet, sozusagen künstlerisch, spazieren umher mit blasierten Miene, blassen Gesichtern und provozierenden Blicken. Ältere, wohlbeleibte, stehen in Trüppchen beisammen, mit kritischer Miene den Fall besprechend. Alte schleichen herum, reiben sich die Hände und mustern die Damen.

Ein buntes Durcheinander. Und Wagen auf Wagen fährt vor, immer neue Erscheinungen tauchen auf.

Man fängt nicht pünktlich an, aus Rücksichten auf das Publikum. Im Foyer ist das Gewoge undurchdringlich! — ein Gefurr, ein Gesumm. Im Parquet klappen unaufhörlich die Sitze, ganze Reihen erheben sich, um einen Spätkommenden durchpassieren zu lassen. In den Logen sind noch viele leere Fauteuils, da kommt man zu allererst; da nimmt man erst Platz im Moment, wo der Vorhang aufgeht, man sitzt dann wie hingeweht, und das Publikum hat den überraschenden Anblick. Neueste Erfindungen der Mode, — weiß, schwarz, alle Farben des Regenbogens, — große Hüte, kleine Hüte, Spitzen, Pelz, Federn, Blumen, echte Steine. Man richtet das Opernglas, sieht hinauf und hinunter, neigt das Haupt, die Damen bewegen die Fächer, die Herren die behandschuhte Rechte. Das ist ein Sicherkennen, ein Sichgrüßen; man hat sich den langen Sommer nicht gesehen, und ist vergnügt, sich hier zu treffen auf dem Schlachtfeld. Und auf der Bühne rollt sich ein Menschengeschick ab, schlecht und recht. —

Das Interesse war ungemein lebhaft. Alle Zeitungen hatten uermüßlich Notizen gebracht.

Drei Jahre hatte das Stück auf seine Aufführung warten müssen; zehnmal war es schon angenommen gewesen, wie die Autorin, Fräulein Wlodzimira Starzynska, erzählte, und immer wieder hatte sich die Aufführung zerfallen. „Es ist zu stark, viel zu stark!“ sagte sie. „Die Direktoren haben nicht den Mut gehabt!“ Nun hatte sich Direktor Schwertfeger endlich entschlossen; für den Beginn der Saison hatte er ein ganz literarisches Programm entwickelt. — Dies war seine erste That.

Wlodzimira Starzynska hatte aufregende Wochen hinter sich. Sollte man's glauben — diese Schauspieler?! Keiner wollte spielen! Die Heroine, Fräulein Mascha, hatte dem Direktor eine böse Scene gemacht, und da Schwertfeger, wie man behauptete, pekuniär etwas wacklig stand, mußte er seine Leute mit Sammetpfoten anfassen. Diese unverschämte Mascha hatte erklärt, sie würde eine solche Rolle nicht spielen, und sie dem Direktor umgehend zurückgeschickt; Schwertfeger hatte das der wütenden Autorin geklagt und ratlos mit den Achseln gezuckt.

Wlodzimira lief zu Goedeke — wozu hat man denn Verbindungen? Und siehe da, Fräulein Mascha spielte.

Nun aber der erste Liebhaber! Der Mensch entblödete sich nicht, mit dem Heiligsten Scherz zu treiben. Vor einer der letzten Proben meldete er sich plötzlich krank. Was thun?! Schwertfeger war in Verzweiflung, nun mußte das Stück noch einmal hinausgeschoben werden, und man sah ihm damit schon so lange auf den Hacken! Auch wurde sein ganzes Programm dadurch umgestoßen. Er schickte direkt von der Probe zu Egbert Schoenfließ. „Sie bedauere“, ließ Frau Schoenfließ sagen, „aber ihr Mann könne wirklich nicht wagen, das Haus zu verlassen.“

„Ausrede, nichts als Ausrede!“ Wlodzimira war empört. „Die Frau läßt ihn nicht spielen, nur weil es mein Stück ist. Sie ist eifersüchtig! Ich werde ihn holen! Wo wohnt er?“ Sie rannte hin.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht nur die eisstarrenden Gegenden des Nord- und Südpols sind es, in die der Drang zur Erforschung des Unbekannten den Menschen mit unwiderstehlicher Macht hinzieht; auch in der alten Welt, in den Erdteilen, in denen schon vor vielen tausend Jahren eine Kultur heimisch war, in Afrika und Asien, harren noch große Teile der näheren Erforschung. Vor dreißig und zwanzig Jahren bestand auf unseren Landkarten der größte Teil Afrikas noch aus einem großen, vollständig leeren Fleck, der unsere völlige Unkenntnis über diese weiten Gebiete verriet. Das ist ja in der letzten Zeit anders geworden. Wenn wir heute eine Karte Afrikas zur Hand nehmen, so finden wir das Innere schon sehr stark mit Namen besetzt, sowie von Flüssen und Gebirgen durchzogen, und nur verhältnismäßig kleine Stellen sind es, die sich der Erforschung noch unzugänglich zeigten. In dem größten Erdteil dagegen, in Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, finden wir noch weit größere unerforschte Stellen. Die Wüste Gobi z. B. zeigt uns einen solchen leeren Fleck auf der Karte, der einen Raum einnimmt, größer als Deutschland und Frankreich zusammen genommen. Und dies ist nicht die einzige unbekannte Stelle in Asien. Das Hochland von Tibet, das höchste Land der Erde, ist in gewaltiger Ausdehnung nicht nur von keinem Europäer, sondern überhaupt noch von keinem Menschen betreten worden. Nordwestlich davon, südwestlich von der Wüste Gobi, zieht sich das Hochland von Turkestan hin, in welchem ebenfalls ein großes Gebiet noch der Erforschung harret. Im Norden wird es von dem hohen Gebirge Thien-Schan begrenzt, an dessen Südabhang der durch die vom Gebirge kommenden Zuflüsse gespeiste Tarim entsinkt, der sein Ende in dem rätselhaften See Lop-nor findet; südlich vom Flußthal des Tarim dehnt sich wieder eine weite sandige Wüste aus, ein Sandmeer, in welchem der Wind den Sand zu hohen Dünen, bis 60 Meter Höhe, zusammenfegt, die wie Wellen in dem weiten Meere stehen. Im Süden der Wüste dringen vom Küen-Lün-Gebirge her zahlreiche Flüsse in das Sandmeer ein; doch vermögen sie keine andauernde Bewässerung und Befruchtung herbeizubringen, sondern sie schneiden nur schmale, nach Norden gerichtete grüne Thäler in die Wüste hinein, die sie jedoch nicht zu durchdringen vermögen, vielmehr verkommen, von dem ungeheuren Sandmeer erstickt.

Nach dieser Wüste Takla-Makan, die nordöstlich vom Lop-nor in die Wüste Gobi übergeht und daher häufig als ein Teil derselben mit demselben Namen bezeichnet wird, zog es den schwedischen Forscher Dr. Sven Hedin, als er im Oktober 1893 aus seiner Heimat Stockholm aufbrach, um unbekannte Gebiete Asiens zu erkunden.

Zunächst wandte er sich nach dem „Dache der Welt“, dem Hochplateau von Pamir zwischen dem westlichen Teile des Thien-Schan und den Abhängen des Hindu-Kusch, über den der Weg zum Industhal und nach Indien führt. Die Grenzen dreier Weltreiche treffen auf dem Pamir zusammen; argwöhnisch betrachten die Chinesen dort das Vordringen Rußlands, und sie haben an den Pässen, die aus dem russischen Gebiet in das ihrige führen, verschiedentlich kleine Forts angelegt, in denen je einige hundert Mann zur Bewachung der Grenzpfässe liegen. Unter dem Mißtrauen der chinesischen Mandarinen, die in ihm einen russischen Agenten vermuteten, hatte auch Hedin zu leiden; doch traf er unter den höheren chinesischen Beamten, mit denen er vielfach in Verbindung kam, auch hochsinnige und feurig gebildete Leute, welche seinen Forschungen das größte Interesse entgegenbrachten und ihn auf mannigfache Weise zu fördern suchten. — Auch die Engländer sehen das Vordringen der Russen auf Pamir nicht gern, weil sie von dort das weitere Vordringen nach Indien zu erwarten haben. Sie haben selbst ihre Grenze nördlich vom Hindu-Kusch verlegt, und dort berühren sich jetzt die beiden mächtigen Reiche. Im Sommer 1895 hat dort eine russisch-englische Kommission die Grenzlinie festgelegt, die im September von den beiden Regierungen angenommen wurde. Nach seinem ersten verunglückten Wüstenmarsch, von dem gleich die Rede sein wird, machte Hedin von Kaschgar aus, das bereits auf chinesischem Gebiete liegt, noch einmal einen Ausflug nach dem Pamir, wo er mit der Kommission zusammentraf, und den Festlichkeiten, welche die Vertreter der beiden Nationen nach Beendigung ihrer Arbeiten einander zu Ehren veranstalteten, beivohnte. — Die mehrfachen Wanderungen Hedins durch Pamir haben die nähere Kenntnis des Hochlandes und seiner kirgisischen Bewohner bedeutend gefördert. Dieses Bergvolk führt im Sommer ein nomadisches Leben, indem sie ihre Herden auf den Abhängen der Berge weiden. Ihre Nahrung bildet hauptsächlich Schafffleisch und Jodmilch; doch muß ihre Lebensweise trotz dieser gar nicht vegetarischen Nahrung sehr gesund sein. Hedin traf einen noch rüstigen 111jährigen Hauptling, sowie mehrere von 90 und 80 Jahren, die von der Last des Alters noch ungebeugt waren.

Die größte Erhebung auf Pamir ist die Kette des Mus-tag-ata, die auf chinesischem Gebiete liegt; der Mus-tag-ata, der „Vater der Eisberge“, erreicht eine Höhe von 7800 Metern, ist also fast doppelt so hoch als der Montblanc, der höchste Gipfel Europas in den Alpen. Mehrmals versuchte Hedin vergeblich, ihn zu ersteigen; die größte

*) Sven Hedin. Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1899. 2 Bände.

Höhe, die er erreichte, betrug 6300 Meter. Dort übernachtete er in der Absicht, am nächsten Tage den Aufstieg fortzusetzen, doch wurde er, sowie seine Begleiter durch das Atmen in der dünnen Luft so erschöpft, daß sich dieser Plan als unausführbar erwies. Trotzdem hält Hedini die Besteigung für möglich; man muß nur, meint er, etwas niedriger, etwa in 5000 Meter Höhe, übernachten, und wird dann wohl frisch genug sein, um den Rest von 2800 Metern in einem Tage zu erklimmen.

Von Kaschggar aus beabsichtigte Hedini, nach Chotan im Süden von der Wüste Takla-makan zu gehen, von wo aus er den Lop-nor erreichen und untersuchen und dann nach Tibet hinübergehen wollte. Doch wählte er nicht die Karawanen-Straße am Rande der Wüste, sondern wollte am Flußbett des Chotan-darja (Chotan-Fluß) entlang ziehen, des einzigen Flusses, der vom Kiien-Lün kommend die Wüste an ihrer westlichen schmalen Seite durchbringt und den Tarim erreicht; er verfolgte den Tarim aber nicht abwärts bis zur wohlbekannten Karawanen-Straße, sondern ging direkt in die Wüste hinein, um ihre Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Die Eingeborenen erzählten viel Wunderbares über die Wüste, unter anderem sprachen sie auch viel von verschütteten und im Wüstenland begrabenen Städten, in denen wunderbare Schätze von Gold verborgen seien, die jedoch von bösen Geistern bewacht würden, die jedem, der sie heben wolle, den Tod brächten.

Mit 8 rüstigen Kamelen, die große Vorräte und auch die ganze Winterausrüstung trugen, brach Hedini mit vier Begleitern am 10. April 1895 in die Wüste auf. In dem kleinen Dörchsen Markt am Westrande der Wüste waren an diesem Morgen die Gassen und Dächer voller Menschen, die den Ausbruch der Karawane mit ansehen wollten. „Die kommen nie wieder!“ hörte man sie rufen; „ihre Kamel sind zu schwer beladen und können in dem tiefen Sande nicht fortkommen“. Die Leute hatten vollständig recht; das Gepäc hätte so leicht wie möglich sein müssen. Die ganze Ausrüstung für Tibet hätte mit zuverlässigen Leuten mit Umgehung der Wüste auf dem Karawanenwege nach Chotan gesendet werden sollen, so daß in die Wüste selbst nur das Nötigste, vor allem Wasser, mitgenommen zu werden brauchte. Dann hätte die Reise wohl glücklich enden können. Doch waren Hedini und seine Begleiter guten Mutes. Sie zogen zuerst in nordöstlicher Richtung und zu einer kleinen Bergkette im Süden des Tarkent-darja, des Hauptquellflusses des Tarim, wo sie einen Tag ruhten. Die Stelle nennt Hedini geradezu ein irdisches Paradies, und wohl konnte sie im Hinblick auf die dann folgenden Leiden so erscheinen. Eine Reise von vier Tagen sollte es von hier quer durch die Wüste nach Osten bis zum Chotan-darja sein; so wenigstens versicherte einer der Begleiter, der speziell wegen seiner Ortskenntnis für die Karawane angenommen war. Nach den Karten, die Hedini zur Verfügung standen, machte er sich allerdings auf eine sechstägige Reise gefaßt. Infolgedessen befahl er, für zehn Tage Wasser mitzunehmen, weil er dies für völlig ausreichend hielt; der erwählte Begleiter jedoch, der mit der Wasserfüllung der Gefäße beauftragt war, sorgte nur für fünf Tage, und am Wassermangel ging schließlich die Karawane zu Grunde.

Der Weg erwies sich als erheblich weiter, als angenommen war, außerdem fielen die Tagesmärkte wegen der schweren Lasten der Kamel kleiner aus, als sie sollten, und sie wurden noch kleiner, als der Wassermangel anfang, sich fühlbar zu machen. Die hohen Sanddünen, die 30 und 40 Meter und schließlich sogar 60 Meter erreichten, versperrten in großer Zahl den Weg und konnten durchaus nicht immer umgangen werden, vielmehr mußten Menschen und Tiere sie mit ihren Lasten im heißesten Sonnenbrand hinaufklimmen, um an der anderen steileren Seite wieder hinabzulatern. Ein Tier nach dem anderen fiel und mußte zurückgelassen werden, und schließlich erlagen auch die Menschen dem fürchterlichen Durste. Während die andern verjammertend zurückblieben, gewannen Hedini und ein Begleiter in der kühnen Nachtluft wieder etwas Kräfte und versuchten, sich weiter zu schleppen. In der Nacht vom 1. zum 2. Mai hatten sie die zu Grunde gegangene Karawane verlassen, und schleppten sich ohne Nahrung einige Tage noch weiter nach Osten. Am 5. Mai erreichten sie den Wald am Ufer des Chotan-darja, und glaubten sich gerettet; doch brach Kasim, so hieß Hedini's Begleiter, kraftlos unter den Bäumen zusammen, um den Tod zu erwarten, während Hedini noch weiter nach Osten zu dem Flusse zu gehen versuchte. Als er das Flußbett erreichte, zeigte es sich leer; erst im Juni, wenn im Kiien-Lün der Schnee in gewaltigen Mengen schmilzt, füllt sich das Bett mit den Wogen, die zum Tarim hinabrauschen. Aber Hedini war nicht dazu verurteilt, im Bette des Flusses vor Durst unzulommen; durch Zufall fand er einen Wasserschimpf, die in Abständen von etwa je einem Tagemarsch im Flußbett zurückbleiben, und fand hier endlich die ersehnte Labung. In Ermangelung eines anderen Gefäßes füllte er seine hohen Stiefel mit Wasser und eilte mit diesen zu Kasim zurück, den er noch lebend antraf. Nach weiterer dreitägiger Wanderung im Walde traf Hedini einige Hirten, welche hier ziemlich zahlreich große Schafherden weiden, deren Besitzer in Chotan wohnen. Von diesen freundlich aufgenommen und mit Speise und Trank versehen, obwohl er ihnen als vollständiger Bettler gegenübertrat, traf er am nächsten Tage mit einem weiteren Mitglied der Karawane zusammen. Dieser Mann, Islam Bai mit Namen, hatte am Morgen des 2. Mai die Kraft geföhlt, wieder aufzubrechen, und es war ihm sogar gelungen, die noch vorhandenen vier Kamel mitzunehmen. Allerdings brachen einige davon später wieder

zusammen, und nur mit einem einzigen hatte Islam den Fluß erreicht. Als er ihn ausgetrodnet fand, war er in Verzweiflung geraten und hatte sich niedergelegt, um mit Fassung den Tod zu erwarten. Dies war am Morgen des 8. Mai, an dem Tage, an welchem Hedini die Hirten getroffen; mittags jedoch waren drei Kaufleute vorbeigezogen, die ihn gelobt hatten und nun zu den Hirten brachten.

Da mit dem geretteten Kamel die wichtigsten Gegenstände, unter anderem auch eine Kiste mit chinesischem Silbergeld in Sicherheit gebracht waren, konnte Hedini einige Leute anwerben, um wo möglich die in der Wüste zurückgelassenen Sachen noch zu retten, und den ursprünglichen Plan der Expedition weiter zu verfolgen. Doch wurde das zurückgelassene Zelt mit den andern für die Weiterreise notwendigen Gegenständen nicht aufgefunden. Der Zug durch die Wüste war daher vollständig ergebnislos gewesen und Hedini sah sich genötigt, zur Vervollständigung der Ausrüstung nach Kaschggar zurückzugehen, wohin er über Ksu auf der Nordseite des Tarim gelangte. —

Kleines Feuilleton.

— Frauen als Buchdrucker vor hundert Jahren. Von einem bemerkenswerten Versuch der Frauenemancipation, der während der französischen Revolution gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht wurde, macht Marie Louise Néron auf Grund wieder aufgefundener Dokumente in der „Fronde“ Mitteilung. Es handelt sich um eine Buchdruckerei, die erste, in der Frauen thätig waren. Nach der Aufhebung der Privilegien versuchten die alten Korporationen, freilich vergeblich, sich in einer neuen Form wieder aufzuthun; vor allen anderen wollten die Buchdrucker ihr Gewerbe abgeschlossen erhalten. Unter den Pariser Buchdruckern widerlegte sich indessen der „Bürger Deltuso“ diesem Bestreben, er öffnete seine Werkstatt allen jungen Leuten, die das Handwerk erlernen wollten. So bildete er bald eine große Zahl geschickter junger Arbeiter heran. Aber er blieb dabei nicht stehen. Im Jahre 1794 richtete er eine originelle Petition an den Nationalkonvent, in der er die Errichtung einer Buchdruckerschule für Frauen vorschlug. Gegenüber der Behauptung, die Setzerei sei zu schwierig, als daß sie Jünglinge und Frauen erlernen könnten, weist er auf die Erfolge hin, die er mit seiner Buchdruckerschule gehabt habe. „Ich verlange von den Schülern keine anderen Kenntnisse, als daß sie lesen und schreiben können. Das Komitè des öffentlichen Unterrichts hat schon Kenntnis von unsern Mitteln genommen, sie sind einfach, und wir haben nur das Verdienst die Wahrheit zu sagen, wenn wir Ihnen mitteilen, daß die Frauen noch geschickter für die Setzerei sind; sie sind ferner weniger zerstreut, weniger Sklaven alter Gewohnheiten und in allem geeigneter für eine solche Verwendung. Einige haben uns bedeutet, die Frauen besäßen weniger Kenntnis der Orthographie. Diesen Mangel, eine Folge ihrer Erziehung, haben sie gemein mit vielen Setzern, und im übrigen würden ihre Setzfehler nicht schwerer zu korrigieren sein, als die der Männer; aber eine Frau, die grammatikalische Kenntnisse mit Arbeitseifer verbindet, muß wenigstens einem männlichen Setzer gleichgeachtet werden. Die Buchdruckerschule für Frauen wäre ein um so höheres Unternehmen, als ich auf alle möglichen Unannehmlichkeiten gefaßt sein mußte, auch darauf, mich lächerlich gemacht zu sehen von denen, deren Interesse es ist, die Mißstände bestehen zu lassen; ich brauchte den hartnäckigen Mut, von dem ich besetzt bin, um alle Hindernisse zu überwinden.“ ... Der Konvent schickte die Petition dem Komitè des öffentlichen Unterrichts, und dieses beauftragte den Bischof von Blois, Grégoire, mit der weiteren Untersuchung. Der letztere erstattete einen äußerst günstigen Bericht. Deltuso kam, dadurch ermutigt, mit weiteren Bitten: Der Prospekt sollte gedruckt und affiziert werden auf Kosten der Nation; er fordere Geldunterstützung und ein staatliches Gebäude für seine Schule, staatliche Aufträge für die Druckerei und anderes. Die Frauen-Buchdruckerei wurde in der Folge wirklich mit Unterstützung des Nationalkonvents eingerichtet, und sie bestanden auch mehrere Jahre hindurch. Es fehlt freilich an Dokumenten über ihre Entwicklung, indessen hat sich eine Broschüre von 117 Seiten in Oktav-Format, mit dem Titel „Der Triumph der Philosophie oder die wahre Frauenpolitik“ gefunden, die den Vermerk trägt: „In der Buchdruckerei der Frauen, unter den Auspicien des Nationalkonvents“. Der Druck ist recht gut und sorgfältiger als die entsprechenden Drucke jener Zeit. —

Litterarisches.

— Ein Brief der „Frau Aja“. Die „Voss. Zitg.“ veröffentlicht einen Brief der Mutter Goethes an ihren Sohn, der wieder ein Zeugnis giebt von dem herzlichen Verhältnis, das zwischen Mutter und Sohn bestand, und in seinem humorvollen Ton charakteristisch ist für das Wesen der rührigen ungelünstelten Frau. Der Brief lautet in der Orthographie des ziemlich gut erhaltenen Originals wie folgt: „Lieber Sohn! Merk war 3 Tage bei uns, da er fort ist, suche ich im Zimmer nach, räume auf, wie das bei Poeten ein sehr notwendiges Werk ist, wie Ihr aus vorhergehendem Briefe genüge erleben könnt. Den der arme Brief hätte gewiß gelegen und wäre niemahls an Ort und Stelle gekommen, hätte Frau Aja weniger Einsicht in das Poeten Wesen. Aber die ist Gott sey dank, noch nicht aus der Lebung obgleich Herr Wolfgang Goethe schon 3 Jahr lang hauf nicht mehr erfreut, sondern sein Licht in Weimar leuchtet. Lieber Sohn! Habt die Güte und bestell anliegende Briefe

auf beste — bey dem Anti-Pope ist auch alles besorgt, jeder hat so seine Art und Kunst. Bald wünsche ich gute neue Wahr von Euren lieben Weib und Euch zu hören. Ich bin, wiewohl in großer Eil Eure wahre Freundin 24. November 1790 i. E. Goethe.“

Musik.

Wir haben in der letzten Zeit mehrere neue Opern von recht mäßigen Wert kennen gelernt, aber nicht bald eine so mächtig scheinende wie M. Lion's „Winapoh“, die am Montag bei Morwig im Schillertheater ihre erste Berliner Aufführung erhielt. Nicht bald ein Werk von so „dagewesener“ Dichtung und Musik; nicht bald eines, über das so leicht mit überlegenem Spötteln berichtet werden kann; nicht bald eines, bei dem es so schwer und aber auch so nötig ist, das Gute und Verheißungsvolle herauszufinden, das darinnen steckt. Der Text führt uns diesmal nach Texas; der Pelzjäger Pedro hatte erst seine Lebensretterin, die Indianerin Winapoh, auf indianisch geheiratet und hat später die weiße Floretta auf christlich geheiratet. Allein nun findet ihn die Note; es folgt Eifersucht, Seztett und Rache — Winapoh schießt Pedro nieder und stürzt sich mit einer der roten Blumen, die für den entsprechenden Symbolismus sorgen, in den Abgrund. Inmitten dieser neuen ethnographischen Variation des wohl- und übelbekannten Operuthemas erscheint ein großer selbständiger Zug: Winapoh war zum Verzicht auf Pedro entschlossen, doch sofort, wie sie die Weiße wieder erblickt, und wie sie ihren allerdings unglaublich herzlosen Pedro mit der für sie gepflückten roten Blume seiner Floretta zuwinen sieht, wird sie zur Rache that hungerissen.

Und da also wir Wilden doch bessere Menschen sind, so hat der Komponist den weißen Personen eine höchst unoriginelle — übrigens gut gefangene und stetig, aber doch über „Rummern“ nicht fort schreitende — Musik mitgegeben, beispielsweise dem Pablo eine unterhaltliche Chor- und Begleitmusik, und er läßt uns von der Ouvertüre an durch typische Arien und typisch gut geführte Ensembles hindurch in dem Eindruck, recht wenig schaffen zu können. Bis endlich in einem Duett Winapohs mit Pedro die charakterisierende Unterscheidung der zwei Personen und mit ihnen der zwei verschiedenen Welten ihren Höhepunkt erreicht. Wie da den sehnächtigen und musikalisch wertvollen Liebesausbrüchen der Roten der Weiße nicht nur mit den kältesten Worten, sondern auch mit den abgeschmacktesten musikalischen Wendungen antwortet — das läßt uns umitten dieser sonst meist recht simpel aufgebauten und von Modernität recht wenig berührten Musik den werdenden Meister spüren, der sich nur eben noch lange nicht „gefunden“ hat. Der lebhafteste Weisfall zwang ihn zu mehrmaligem Hervortreten; man konnte dem jungen ersten Mann diesen Erfolg mit Recht und Freude gönnen, auch ohne die Klatsche, die aus Berichten über die bisherigen Aufführungen — von Augsburg (1896) bis Mainz — und über weitere Annahmen zusammengestellt worden war. Sein Textdichter Karl Rohlfach (wenn wir uns in der Person nicht irren) nahm schließlich an der Quittierung des Erfolges ebenfalls teil.

Die Ausführenden hielten sich im ganzen recht gut. Der Stimmglanz Marie v. Tergows machte ihre Darstellung der (vor ihr in Augsburg kreierten) Titelrolle recht erfreulich, sie spielte auch sehr temperamentvoll, wenngleich mehr aus unserer Bühnenwelt als aus einer fremden Welt heraus — Frieda Hawliczek, die sich mit einer Nebenrolle vorzüglich abfand, hätte die Rolle wohl mit noch echterer Kunst dargestellt. Nennung verdienen noch Adolf Carlhof (auch für die Regie) und Josef Fanta.

Die nach dem neuen Einakter übriggebliebene Zeit wurde mit dem „hohen Spiel der Naturwüchsigkeit“ ausgefüllt, mit Donizettis unsterblicher „Regimentsoper“. Der Gesang des auf ein adeliges Schloß verschleppten Soldatenkinds, der aus der Salonluft allmählig in die alten Regimentsweisen übergeht, dürfte zu dem passendsten gehören, was es in dramatischer Literatur überhaupt giebt. Hermine Schuster-Wirth ist uns in dieser Rolle schon vom winterrlichen Theater des Westens her bekannt. Sie singt eine nur selten getriebene prächtige Coloratur; die fast lindlich flache Offenheit und Heiligkeit ihres weit vorn sitzenden Tones fällt namentlich im Gegensatz zu den meisten Stimmen der Morwigsänger auf und paßt gut zu der Rolle. Auch ihr Spiel paßt dazu vortrefflich, wenn auch die ernsteren und begeisterungsvollen Teile der Partie, namentlich gegen Schluß jedes der beiden Akte, noch einer über die derbe Wurzelschilofität hinaus liegenden Tiefe bedürfen. Der hier so bedeutungsvolle Chor ließ freilich den zur Ergänzung dieser Partie so unentbehrlichen Schwung völlig vermissen. Frieda Hawliczek bewährte sich als Marscha wiederum in ihrer ausgezeichneten Spielkunst. Carl Jörn (Tomio) hatte wieder, sobald er den richtigen Aniaz traf, Töne von echtem trefflichem Tenorklang; sonst freilich nichts. Theo Ravenfel als hypoptal sympathisch auf; Georg Thölke that als Sulpiz (und als Regisseur) sein möglichstes und sorgte leider im Verein mit anderen für possenhafte Krabest. Die Dirigenten Julius Prüwer bei der ersten und Paul Wolff bei der zweiten Oper halfen sich mit ihrem Orchester leidlich durch.

Was wäre doch bei den heutigen Fortschritten der Bühnenkunst aus diesen alten Spielopern zu machen, wenn ihnen Muster-aufführungen außerhalb des alltäglichen Operntreibens gewidmet würden! Mit der (bereits früher einmal erwähnten) so höchst undramatischen Verfassung des Mataplan-Chores und mit der leblosen Trommellei im ersten Akt könnte allerdings auch ohne das aufgetaunt werden.

Technisches.

t. Ist Aluminium für Wirtschaftsgeräte verwendbar? Seiner äußeren Erscheinung nach eignet sich das Metall ohne Zweifel ausgezeichnet für die Herstellung von Wirtschaftsgeräten, also Kochgeschirren, Tischbesteden usw. Hier aber sind ganz besonders oft Einwände gegen die Benutzung des Aluminium erhoben worden, sowohl aus gesundheitlichen Gründen, als aus technischen Bedenken. Nunmehr hat sich über diese Frage der berühmte Pariser Chemiker Henri Moissan ausgesprochen. Zur Abgabe seines Urteils wurde er durch eine Mitteilung des Chemikers Dittl an die französische Akademie der Wissenschaften veranlaßt, die sich mit den Ergebnissen der Verwendung von Aluminium-Geräten während des Feldzuges in Madagaskar beschäftigte. Danach sollte das Aluminium eine leichte Angreifbarkeit gegen Essigsäure gezeigt haben, auch von gewöhnlichem Salzwasser nachteilig beeinflusst werden, so daß sogar die tragbaren Wasserbehälter aus Aluminium, die die französische Occupationarmee begleiteten, große Löcher erhielten. Daraus wird auf eine Zerstörung des Aluminium sogar durch gewöhnliches Trinkwasser geschlossen. Die Innenseite von Kochgeschirren überzieht sich angeblich nach längerem Gebrauch mit einer schmierigen Schicht. Moissan weist zwar nicht alle angeführten Thatsachen, aber die daraus gefolgerten und für das Aluminium nachteiligen Schlüsse zurück. Zunächst ist zu beachten, daß die Dauerhaftigkeit des Aluminium von der Reinheit des Metalls in höchstem Grade abhängig ist. Die während des Feldzuges in Madagaskar benutzten Aluminiumgeräte stammten aus einer Zeit, als man das Metall noch nicht so rein herstellen konnte, wie es heute möglich ist. Noch im Jahre 1893 enthielten die Verkaufsproben von Aluminium nur 92—93 v. H. reines Metall, dazu 5—6 v. H. Kupfer und gewöhnlich mehr als 1 v. H. Eisen, im Jahre 1897 dagegen wogte man schon eine Masse von 97—99 v. H. Aluminium, weniger als 2 v. H. Kupfer und weniger als 1/10 v. H. Eisen herzustellen. Die Gründe, weshalb die tragbaren Aluminiumbehälter, die nichts anderes als Trinkwasser enthielten, so arg abgemüht wurden, lag nach Moissan daran, daß sie zum Zwecke des Transportes mit einer eisernen Fassung versehen waren. Aluminium und Eisen vertragen sich nicht mit einander in der Berührung, weil ein elektrischer Strom zwischen beiden Metallen entsteht, der zur allmählichen Zersetzung führt. Was die Verwendung zu Kochgeschirren betrifft, so hat Moissan in seinem eigenen Haushalte seit drei Jahren mit solchen Geräten Erfahrungen gemacht, die nur zu Gunsten des Aluminiums sprechen können, es hat sich weder eine Zersetzung des Metalls, noch die Bildung eines Ueberzuges gezeigt. Diese Gefäße wurden während des Sommers über einer Gasflamme und während des Winters über Kohlen geheizt und befinden sich noch heute in einer ausgezeichneten Beschaffenheit. Wenn also möglichst reines Aluminium benutzt und von einer Berührung mit Eisen ferngehalten wird, so eignet es sich für Wirtschaftsgeräte durchaus.

Humoristisches.

— Nach den Flitterwochen. Frau (schmachend): „Liebster, wie wäre jetzt Dein Leben ohne mich?“ Mann (mit Ueberzeugung): „Billiger!“

— Keuglich. Frau (zum Professor, der auf dem Standesamt die Geburt seines Kindes anzeigen soll): „Aber nicht wahr, Männchen, Du nimmst Deine Gedanken zusammen... nicht, daß Du Dich da auf dem Standesamt noch einmal verheiraten läßt!“

— Im Examen. Professor: „Herr Kandidat, wenn Sie nun einen goldglänzenden Gegenstand finden, und Sie wollen sich Gewißheit verschaffen, ob das Metallstück echt ist, was thun Sie da?“ Kandidat: „Ich würde es verzeihen!“

Notizen.

— Josef Jarno wird auch im nächsten Sommer während der Ferienzeit das Neue Theater übernehmen und in ihm mit einer eigenen Truppe spielen.

— Dem Dichter Ernst Scherenberg in Elbersfeld wurde zu seinem 60. Geburtstag am Sonnabend eine Ehrengabe von 20 000 M. von Freunden und Verehrern überreicht.

— In London soll ein ständiges deutsches Theater errichtet werden. Die Leitung des Theaters ist Karl Junkermann übertragen. Der bisherige Regisseur des Berliner „Schillertheaters“, Max Dchrend, soll ihm als Oberregisseur zur Seite stehen.

— Dem Schauspieler Henry Irving ist von der Universität Glasgow der juristische Dokortitel verliehen worden.

— In Verbindung mit dem internationalen Kongress zur Bekämpfung der Tuberkulose, der im nächsten Frühjahr in Neapel tagen wird, soll die erste italienische Ausstellung für Hygiene veranstaltet werden.

— Von der Kerosinleitung von Michailowo nach Batum in einer Gesamtlänge von 216 Werst sind 135 Werst vollendet; die Anlage dürfte im Herbst in Betrieb kommen.